

Erik
Brandt-Höge

Disko
bushalte
stellen
hierarchie

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe April 2014

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: gettyimages / iStock Vectors / 4×6

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51391-0

2 4 5 3 1

Für Lisa

1

Zwei Zimmer, Top-Lage, viel Platz, wenig Geld.
Friedrichshain für Anfänger.«

Mehr steht nicht in der Wohnungsanzeige des *Berliner Stadtmagazins*, das in dem kleinen Café am Hackeschen Markt auf dem Tisch liegt, und mehr brauche ich auch nicht. Ich habe nicht vor, viel Zeit zu Hause zu verbringen, nicht hier, wo überall etwas passiert, wo alle immer draußen sind. Zumindest kommt es mir so vor, jetzt, an diesem warmen Nachmittag im Mai. Um mich herum sind Touristen in Faltpläne vertieft, einige Gäste brüten über Laptops, Studenten erzählen sich Geschichten der letzten Nacht. Die Stimmen werden eins mit den Geräuschen der Straße. Direkt vor mir, an einer schmalen Biegung, schieben sich Autos, Busse und Straßenbahnen durch die Stadt. Die Hektik zieht an mir vorbei wie der milde Sommerwind. Ich blicke nach oben, hoch in den wolkenlosen Himmel. Über den Hotels am Alexanderplatz sehe ich die Kuppel des Fernsehturms, die in der grellen Sonne zur Glitzerkugel wird, und ich muss ein Auge kurz zukneifen und grinsen, weil sich das alles so gut anfühlt. Ich lehne

mich zurück in den Schatten der Markise, trinke einen Schluck Cola und drücke mir das kalte Glas an die Stirn. Dann halte ich das Magazin direkt vor mein Gesicht. Noch einmal lese ich die Anzeige, neben der in Klammern »Paula« und eine Telefonnummer stehen. Ich überlege nicht lange. Ich rufe an.

Es klingelt.

»Hallo?«, meldet sich eine leise Frauenstimme, und es klingt wie ein kurzes, trauriges Seufzen.

»Hallo, hier ist Hannes, ist da Paula?«

»Ja.«

»Super! Ich rufe wegen der Anzeige an, also wegen der Wohnung, die klingt ja gut, die ist bestimmt schon weg, oder?«

»Noch nicht. Du kannst kommen und sie dir ansehen.«

»Wann denn?«

»Jetzt?«

Paula klingt immer noch traurig, aber freundlich. Geduldig erklärt sie mir den Weg zur Wohnung und sagt, ich bräuchte mich nicht beeilen, keine Hetze, sie sei den ganzen Tag da. Ich staune, wie leicht das geht, wie leicht hier alles geht. Berlin, da bin ich mir sicher, wird alles und mich ein bisschen erleichtern. Ich trinke aus und zahle, und ich gebe mehr Trinkgeld, als ich eigentlich geben kann, weil ich mich so sehr freue, allein über die Wohnung, die vielleicht bald meine ist, und die Kellnerin freut sich gleich mit.

Zügig gehe ich die Straße hinunter zur Bahn. Ich gehe vorbei an den Schaufenstern der Läden, in denen edle Klamotten, Schuhe und Taschen und allerhand genau-

so edel aussehender Kleinkram ausliegen. Vor den Läden stehen Ständer mit Bildern und Postkarten. Alle zeigen ein Stück von Berlin, und alle sehen irgendwie anders aus. Was für eine Stadt, denke ich, die überall anders aussieht, die ständig überrascht, ja, die wahrscheinlich sogar diejenigen überrascht, die schon lange hier sind und glauben, nicht mehr überrascht werden zu können. Ich gehe weiter und dicht an den Hausmauern entlang, an denen zwischen den Läden immer wieder Konzertplakate kleben. Wie wild wurde hier plakatiert, in dicken Schichten und ohne Rücksicht auf die, die vorher da waren. Mit einer Hand fahre ich über die ausgefranst Ecken. Bob Dylan, Tom Waits, Eric Clapton, Rolling Stones, sie alle stehen hier für diesen Sommer angeschlagen. Ich weiß, dass ich die meisten Konzerte nicht besuchen werde, weil ich sie nicht bezahlen kann. Aber das Bewusstsein, dass sie alle hier stattfinden, hier in Berlin, macht mich ein kleines bisschen stolz.

Paula wohnt in der Boxhagener Straße, nicht weit von den vielen Cafés, Bars und Clubs, wegen denen Friedrichshain so beliebt ist und wegen denen auch ich hier wohnen will. Die Straße ist lang und breit und grau. Aus dem Grau heraus strahlen nur die neonfarbenen Reklamen der Döner-Imbisse, die es hier an jeder Ecke gibt und zwischen denen anscheinend ein Niedrigpreiswettbewerb läuft, denn je weiter ich gehe, desto billiger wird der Döner. Auch im Erdgeschoss von Paulas Haus gibt es billiges Essen, bei *Cems Chicken*, und zwar vor allem Chicken, die sich goldbraun und vom

Pinselfett glänzend auf ihren Stangen drehen. Mit dem silbernen Edelstahlrahmen und der Aluverkleidung im Hintergrund wirken die Hähnchen im Grillschrank wie Pokale in einer Glasvitrine. Ich gehe ein paar Schritte zurück, sehe nach oben und betrachte die Fassade. Die einstige Farbe des rauhen, stark rissigen Betons lässt sich nicht mehr erahnen. Die vordere Wand ist nur noch dunkelgrau, mit kleinen hellen Stellen überall dort, wo ganze Löcher neu verputzt werden mussten. Auf drei von vier Etagen sind Balkone angebracht, verkleidet mit dünnem Wellblech, das vom Wetter gezeichnet und teils nur noch in Resten zwischen den Pfeilern hängt. Im dritten Stock wurde der Balkon ganz abgenommen. Nur die Umrisse der Mauern und ein hüfthohes Gitter erinnern noch daran, dass es hier mal nach draußen ging.

Ich gehe zur Haustür, vorbei an den Hühnchen und dem stark würzigen Geruch, der aus dem Dönerladen nach draußen drückt. Am Telefon sagte Paula, ich solle auf dem Klingelschild nach *Paula & Mats* suchen, und als ich sie nach den Nachnamen fragte, sagte sie, die ständen nicht drauf, nur *Paula & Mats*, und als Paula das wiederholte, klang sie schon wieder sehr traurig. Am Eingang suche ich unter Sprühereien, Partyflyern und Aufklebern nach einem Schild nur mit Vornamen und stelle fest, dass es davon gleich mehrere gibt. Sogar Spitznamen sind dabei, zumindest gehe ich davon aus, dass es Spitznamen sind. Neben *Matthias*, *Sven* und *Steffi* kann man hier auch bei *Fratze*, *Stinker*, *Assel* und *Punk 1 & Punk 2* klingeln. Nur *Paula & Mats* kann ich nirgendwo finden. Ich gehe die Namen noch

mal durch, von unten nach oben, von links nach rechts. Ich ziehe Aufkleber ab und kratze mit den Nägeln an Graffiti, um zu sehen, was darunter steht, aber *Paula & Mats* steht da nicht. Ich will Paula gerade anrufen und fragen, ob ich sie und Mats übersehen habe und ob sie mich irgendwie reinlassen kann, als neben mir mit Schwung die Tür auffliegt. Ein Typ mit bunten Haaren, zu kurzer schwarzer Lederjacke und grimmigem Blick hat sie aufgeworfen und drängelt sich an mir vorbei auf die Straße. Ich überlege, ob ich ihn ansprechen soll. Ob das Sinn macht, denn der Typ sieht nicht aus, als würde er gerne von fremden Menschen angesprochen werden, und noch weniger, als würde er fremden Menschen gerne helfen. Egal, denke ich dann, ich kann es versuchen, vielleicht bringt es ja was.

»Hallo? 'tschuldigung?«, rufe ich dem Typen freundlich hinterher, aber der geht einfach weiter, ohne sich umzudrehen.

»'tschuldigung?«, rufe ich noch mal und dieses Mal lauter und hilfsbedürftiger.

Jetzt bleibt der Typ stehen, dreht sich um und sieht mich an. Sagt aber nichts.

»Du wohnst doch auch hier, oder?«, frage ich.

»Wer will das wissen?«, fragt der Typ.

»Ich möchte zu Paula, kennst du die?«

»Wer will das denn wissen?«

»Ich wollte nur ...«

»Wer will das wissen?«, fragt der Typ noch mal und jetzt schon aggressiver, und er lässt zwischen den Worten kurze Pausen, um seine Aggressivität zu unterstreichen.

chen. Dabei hat er etwas in seinen Augen, etwas Düsteres, etwas, das mir sagt: jetzt keine Fragen mehr, jetzt erst mal Antworten, jetzt ist mal Schluss, sonst gibt es hier Ärger.

Langsam wird dem Typen das hier zu blöde, denke ich, aber mir langsam auch. Höflichkeit hin oder her, manchmal muss man dagegenhalten, denke ich, gerade gegen solche Typen, alles lasse ich mir auch nicht gefallen.

»Wie meinst du das, ›wer will das wissen‹«, frage ich, »wenn *ich* dich das frage, will *ich* das wohl wissen, oder wie oder was!«

Der Typ wirkt überrascht. Er sieht mich gewollt böse an, scheint etwas sagen zu wollen, aber nicht zu wissen, was, also sieht er mich nur weiter gewollt böse an. Ich will ihn nicht provozieren, nicht noch mehr. Das muss reichen, denke ich, das kann er wohl ab, aber mehr vielleicht nicht. Er bleibt vor mir stehen und scheint zu warten, bis von mir wieder was kommt, und ich entscheide mich, noch mal von vorne anzufangen, schaden kann es nicht, denke ich, ich probiere es noch mal und jetzt wieder freundlich.

»Ich suche nach Paulas Klingel«, sage ich, so ruhig ich kann, »weißt du vielleicht, wo die ist?«

»Leck mich am Arsch«, sagt der Typ und geht weg.

Ich sehe ihm nach und frage mich, was das gerade sollte, als ich jemanden von oben meinen Namen rufen höre.

»Hannes?«, höre ich noch mal.

Ich sehe hoch zum ersten Balkon, auf dem ein rothaariges Mädchen in einem Blumenkleid steht.

»Paula?«

»Komm einfach hoch, erster Stock, die Tür unten kannst du aufschieben.«

Vorsichtig drücke ich gegen die Tür, die sofort nachgibt. Der Hausflur ist dunkel und feucht, der Boden unter mir kaum zu erkennen. Nur wenige Fliesen schimmern unter einer dicken Schicht Staub hervor. Die Wände gleichen der Außenfassade. Sie sind beschmiert mit politischen Parolen, Hass- und Liebeserklärungen. An einer Wand hängen Briefkästen, manche schräg und mit aufgebogenen Türen. Ich gehe ein paar Schritte hinein, vorbei an der Treppe, Richtung Innenhof, auf den ich schon vor der Zwischentür freie Sicht habe, denn das Fensterglas der oberen Türhälfte besteht nur noch aus Glaszacken am Fensterrand.

Im Hof stehen Fahrräder, teils ohne Räder, und zwei übergelaufene Mülltonnen. Der Boden ist uneben und brüchig, und wo er gebrochen ist, sprießt ein bisschen Grün hervor. Durch die offenen Fenster schallen Kindergeschrei und Rockmusik und verteilen sich im Hohlraum des Hauses wie schrille Töne in einem Klavier. Ich gehe zurück zur Treppe und etwas skeptisch nach oben, denn die Treppe sieht nicht nur unstabil aus, sie klingt auch so. Sie klingt, als würde sie mich kaum ein Stockwerk nach oben tragen. Bei jedem Schritt knarrt verdächtig das Holz, und ich warte darauf, dass aus dem Knarren ein Knacken wird und unter mir alles kaputtgeht. Erst als ich eine Tür aufgehen und dazu wieder Paulas Stimme höre, bin ich mutiger und gehe schneller. Ich will nicht, dass Paula meine Skeptis bemerkt.

Im ersten Stock angekommen, bleibe ich vor der offenen Tür stehen. »Hallo?«, rufe ich in die Wohnung.

»Hier hinten, komm rein!«, ruft Paula von weitem zurück.

Ich mache einen Schritt in die Wohnung und ziehe die Tür hinter mir zu.

Der Flur ist kurz, aber breit, und in einem kräftigen Orange gehalten. Dazu passt das dunkle Holz der Dielen, auf denen kleine bunte Webteppiche verteilt liegen. Überall hängen Bilder und Zeichnungen in verschnörkelten Rahmen, und von der Decke kommt als Lampe ein riesiger, roter Stern aus Papier. Ihn ziert ein fein ausgestochenes Muster, das im Flur wohl auf Decke und Wände fällt, wenn der Stern leuchtet. In der Mitte des Flurs steht eine alte Kommode an der Wand, auf der einige Bücher liegen, Schallplatten, bunte Ketten, einzelne Perlen, Armreifen und Ringe. Dazwischen stehen zwei Flaschen, in denen Kerzen stecken, und eine Pflanze, deren lange Arme sich am Holz entlang bis auf die Dielen abseilen. Es riecht nach Früchtetee und Räucherstäbchen.

»Hey«, sagt Paula, die aus dem hinteren Zimmer in den Flur kommt und müde lächelt.

Paula ist groß, fast größer als ich, schlank und drahtig. Ihr langes, hennarotes Haar trägt sie offen und ungekämmt, nur ein paar Strähnen werden von Klammern zurückgehalten. Ihre braunen Augen strahlen aus einem Meer von Sommersprossen heraus, das über ihren Schultern, Armen und Händen zerfließt. Auf ihrem rechten Oberarm hat Paula einen Anker tätowiert und ein paar Worte dazu, die ich nicht lesen kann, zumin-

dest nicht aus der Distanz, und ich will auch nicht zu neugierig hinsehen.

Paula zieht sich einen der dünnen Träger ihres Kleides zurecht. Ihr Blick kreist langsam durch den Flur. »Normalerweise würde ich nie ausziehen«, sagt sie, »nie! Wenn da irgendein Weg wäre, wenn da irgendwas wäre, irgendwas, ich würde hierbleiben. Aber es geht nicht mehr anders. Das alles ... also ... das alles hier ...« Paula macht eine Pause. Sie scheint zu überlegen, wie sie sich ausdrücken soll, und vielleicht auch, wie persönlich sie werden soll, nachdem sie schon sehr persönlich geworden ist, denke ich, zumindest hörte sich das, was sie gerade sagte, sehr persönlich an. Paula sieht rüber zu den Bildern, dann nach oben, zum Lampenstern, und zurück zu mir.

»Das alles erinnert mich an eine Liebe, die leider verblüht ist«, sagt sie.

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, und auch nicht, was ich von Paulas Sprache halten soll. Irgendwie seltsam, denke ich, »verblühte Liebe«, so spricht doch niemand. Trotzdem will ich nett sein und etwas sagen, am besten etwas, das nach Anteilnahme klingt, auch wenn davon keine Rede sein kann, denke ich, wie auch, ich weiß ja von nichts.

»Tut mir leid«, sage ich und sehe dabei auf den Boden. Paula scheint meine Bemühtheit zu bemerken. Es scheint, als sei ihr die »verblühte Liebe« nun selbst etwas unangenehm.

»Ach«, sagt sie und streicht sich mit einer Hand über den Hinterkopf, »warum erzähle ich dir das, entschuldige.«

Sie wirkt jetzt etwas geordneter, lächelt wieder, und obwohl das wieder angestrengt wirkt, finde ich, Paula lächelt sehr schön.

»Ich zeige dir mal die Wohnung«, sagt sie, geht an mir vorbei und öffnet die erste von drei hohen Holztüren mit geschwungenen, mattgoldenen Griffen.

Hinter der Tür ist ein kleiner, quadratischer Raum mit Toilette, neben der sich Bücher und Zeitungen auf den Fliesen türmen. Gefliest wurde hier im Schachbrettmuster, grün und weiß. Die Wände wurden mit einer Cremefarbe betupft, und an einer hängt ein Poster von Jimi Hendrix, der mit geschlossenen Augen Gitarre spielt und raucht.

»Das Klo«, sagt Paula präsentierend.

»Perfekt«, sage ich.

Dabei frage ich mich, wo der Rest vom Bad ist und ob es den überhaupt gibt, wenn die anderen Räume Küche und Schlafzimmer sind. Ich entscheide mich, erst mal nicht nachzufragen, erst mal abwarten, denke ich, das wird sich schon klären.

Als Nächstes kommt die Küche, in der ich mich schnell wohl fühle. Der längliche Raum ist so orange wie der Flur, und auch hier wirkt die Farbe eher gemütlich als grell. Links neben der Tür ist ein Herd, an den eine Arbeitsfläche aus dickem, erst an der hinteren Wand endendem Holz angrenzt. Darauf stehen bunte Teekarbons und Gewürzgläser, kleine Töpfe mit Kräutern, verschiedene Öle, eine lange Vase mit Sonnenblumen und noch mehr Kerzen in Flaschen, die in bunten Hüllen aus heruntergelaufenen Wachsfäden stecken. Von oben baumeln Mobiles aus Holzringen, Pailletten, ge-

trockneten Blüten und Federn herunter. Gegenüber der Arbeitsfläche, zwischen noch mehr gerahmten Bildern, hängt ein hohes wie breites, braunrotes Tuch an der Wand, das mit verschiedenen Symbolen bemalt ist und irgendwie indianisch oder indisch aussieht, so genau weiß ich das nicht, nur dass das Tuch gut zum Rest passt. Vom Esstisch, der darunter steht, schlängelt sich der feine Rauch eines Räucherstäbchens zur Decke.

Wie die Hippies, denke ich, Paula ist ein Hippiemädchen, und ich muss kurz grinsen, als ich das denke, und Paula grinst ein bisschen mit. Wohl aus Verlegenheit, denke ich, denn sie kann ja kaum wissen, warum ich gerade grinse.

»Und das Beste«, sagt sie, »ist das hier!«

Paula geht zur Arbeitsfläche und greift nach einer tau-dicken Kordel, die an einer langen, fast den ganzen Platz unter der Arbeitsfläche ausfüllenden Schublade hängt. Sie muss mehrmals kräftig daran ziehen, bis sich der riesige Kasten bewegt. Stück für Stück nimmt er die Küchenmitte ein, und als er ganz ausgezogen ist, macht Paula eine Handbewegung wie eine Autoverkäuferin vor ihrem besten Wagen und sieht mich erwartungsvoll an. Ich komme einen Schritt näher und beuge mich nach vorne. In der Schublade glänzt eine große, knallblaue und einen leichten Lavendelduft verbreitende Blechwanne. Ich bleibe in meiner Beugehaltung. Ich überlege. Ich weiß nicht, wie ich das finden soll, eine Wanne mitten in der Küche. Schon wieder seltsam, denke ich, seltsam ist hier einiges. Ich sehe auf den Wannenboden. Darauf liegen eine silberne Duschbrau-

se, ein Schlauch, der hinter dem Wannenkasten ins Dunkle führt, ein paar Badeperlen und Schwämme und ein zusammengeknüllter Strandball in Regenbogenfarben.

»Haben wir eigentlich nie benutzt«, sagt Paula.

»Was?«

»Den Ball.«

»Ach so.«

Ich richte mich auf und sehe zu Paula, die mit schwärmerischem Blick in die Wanne sieht.

»Wir haben das geliebt«, sagt sie, »jeden Abend haben wir hier gebadet. Bisschen Wein, Oliven, Rauch, und wenn ich auf dieser Seite lag«, Paula deutet auf das Wannenenende, das zur Küchentür zeigt, »habe ich den Kopf zurückgelegt und nach draußen gesehen, und dann gab es nur noch den Mond und die Sterne und uns.«

»Schön«, sage ich und gebe mir Mühe, Paulas Küchenromantik nicht zu zerstören.

Dass ihre Wohnung kein Bad, dafür diese Waschgelegenheit hat, denn mehr ist es ja nicht, denke ich, finde ich zwar nicht so schlimm, aber auch nicht so besonders wie Paula. Und erst jetzt denke ich darüber nach, erst jetzt fällt es mir auf. Ich sehe rüber zum Fenster und zur gegenüberliegenden Straßenseite. Auf gleicher Höhe, im ersten Stock eines Wohnhauses, erkenne ich einen älteren Mann, der in der Küche am Herd beschäftigt ist, und wenn ich genau hinsehe, sehe ich, dass er eine Packung Nudeln in einen von zwei dampfenden Töpfen kippt und sie danach mit dem Kochlöffel im Wasser verrührt. Mein Blick wandert entlang des Fens-

terrahmens zurück in Paulas Küche, unter die Fensterbank, unter den Tisch, in die Ecken. Vorhänge gibt es hier keine, auch keine Rollläden oder Gardinen. Der einzige Sichtschutz ist eine handgroße Taube aus weißem Tonpapier, die von innen rechts oben an der Scheibe klebt.

»Die Vorhänge hast du schon eingepackt?«, frage ich irritiert.

»Wir hatten gar keine«, sagt Paula, und sie sagt das, als könne sie meine Nachfrage nicht verstehen, also nicht verstehen, worum es mir bei der Nachfrage ging.

Nämlich darum, ob es ihr nichts ausgemacht hat, sich vor der Nachbarschaft auszuziehen, und das sogar täglich, denn sie hat ja täglich gebadet, zumindest hat sie das gesagt.

»Ich dachte nur«, sage ich, »weil ihr hier ja gebadet habt, das konnte ja jeder sehen, das war für euch okay?«

»Klar«, sagt Paula, »wir konnten drüben ja auch jeden sehen.«

Paula grinst jetzt ein anderes Grinsen, irgendwie überlegen, und irgendwie finde ich das gar nicht so gut. Ich grinse nicht mit. Ich bleibe dabei.

»Aber es ist doch was anderes«, sage ich, »wenn man denen da drüben beim Ausziehen zusieht, als sich selbst vor denen da drüben auszuziehen.«

»Findest du?«

»Ja.«

Langsam verstehe ich, worum es Paula geht. Meine direkten Fragen nach ihrer Freizügigkeit sind ihr Grund genug, sich indirekt nach meiner Freizügigkeit zu erkundigen, sich sogar einen Spaß daraus zu machen,

dass es die womöglich gar nicht gibt, meine Freizügigkeit, jedenfalls scheint Paula das zu denken, ihr Grinsen wird immer verschmitzter.

»Und ich finde«, sagt Paula und verschränkt die Arme dabei vor dem Bauch, »wenn die da drüben sich ausziehen, und ich darf dabei zusehen, dann dürfen die das bei mir auch.«

»Aha«, sage ich.

»»Aha«, was?«

»Aha. Nur aha.«

Paula sieht mich triumphierend an, und ich weiß nicht, was ich noch sagen soll. Ist wahrscheinlich am besten, ich sage gar nichts mehr, denke ich, Paula versteht mich ja doch nicht oder will mich nicht verstehen oder wie auch immer, ich sage jedenfalls nichts mehr, zumindest nicht zum Baden in der Küche.

»Und nebenan ist das Schlafzimmer?«, frage ich.

»Ich zeig's dir«, sagt Paula und lässt es sich nicht nehmen, noch einmal die Mundwinkel weit auseinanderzuziehen.

Als wir durch den Flur gehen, versuche ich, mir einige der Bilder an den Wänden genauer anzusehen. Die meisten sind abstrakt, zumindest würde ich sie so nennen. Denn was ist abstrakt, wenn nicht zwei blaue Kleckse auf einem lila schimmernden Hintergrund oder gerade Pinselstriche in Grün und Blau, die wie ausgekippte Mikadostäbchen auf weißem Papier verteilt wurden. Auf einigen Bildern sind auch Menschen zu sehen. Weniger real gemalte Menschen, eher verspielte Figuren. Auf einem streckt sich eine Frau auf übermenschlich großen Zehenspitzen nach oben, und

es scheint, als wolle sie da oben mit ihren genauso übermenschlich großen Händen nach etwas greifen, aber nach was, wird auf dem Bild nicht verraten. Dass die Frau vollkommen nackt ist und pikante Körperstellen von der Malerin »P«, wie es unten in der Bildecke und wahrscheinlich für Paula steht, auch übermenschlich groß gemalt wurden, ist nach der Küchendiskussion eben kaum überraschend. Kurz bevor wir ins Schlafzimmer kommen, fällt mir auf, dass auch die anderen gemalten Menschen im Flur nackt sind, Frauen wie Männer, jung wie alt, alle nackt, und alle haben einzelne übermenschlich große Körperteile. Wenn sie meinen Blick auch sofort fangen, will ich den Malereien keine zu offensichtliche Aufmerksamkeit schenken. Wer weiß, denke ich, was Paula wieder denkt, wenn sie mich allzu nah davorstehen sieht. Ich gehe an den Nackten vorbei, als ließen sie mich kalt. Als wären sie gar nicht da.

»Du musst dir vorstellen, dass es noch größer ist«, sagt Paula, die schon im Schlafzimmer steht, »jetzt ist ja noch das ganze Zeug drin.«

Ich bleibe zunächst im Türrahmen stehen, und tatsächlich: Das Zimmer ist riesig. Allein an der hinteren Wand ist Platz für ein Doppelbett, eine Kommode, einen alten Sekretär und eine Stehlampe mit breitem, birnenförmigem Stoffschirm, und dabei bleiben die Fenstertüren, durch die es zum Balkon rausgeht, immer noch frei. Links vom Zimmereingang ist eine Sitzecke eingerichtet, mit Sesseln und Sofa und einem kniehohen Holztisch. Die Wände, die hier weiß geblieben sind, stehen voll mit Bücher- und Plattenregalen, ein paar aufeinander

dergestapelten Kisten und Kartons, und überall wurden kleine und große Skulpturen aus Holz und Stein verteilt. In der Mitte des Zimmers liegen zwei Perserteppiche auf den Dielen. Paula steht auf einem der Teppiche und sieht sich im Zimmer genauso um wie ich.

»Ich muss bald mal anfangen zu packen«, sagt sie, »in zwei Wochen muss alles raus sein.«

»Wann musst du denn den Nachmieter vorschlagen?«

»Am besten noch heute. Es haben sich auch schon einige die Wohnung angesehen, und fast alle meinten: Klar, sie nehmen sie sofort, sie rufen mich nur noch mal an und sagen dann definitiv zu. Und dann habe ich nichts mehr von ihnen gehört.«

Ich überlege.

»Was kostet das eigentlich hier?«, frage ich.

»Zweihundertfünfzig Euro warm.«

Das liegt unter meinem Budget, das ist perfekt, denke ich, das hätte ich nicht erwartet, trotz der Wanne.

»Das ist superbillig«, sagt Paula, »trotz der Wanne.«

Wanne hin oder her, denke ich, wenn ich Paula jetzt zusage, jetzt sofort und ohne den Zusatz, ich würde sie noch mal anrufen, wäre meine Wohnungssuche schneller vorbei als geplant. Und die Wohnung ist okay, denke ich, auch die Lage ist gut, hier habe ich alles, was ich brauche, nicht mal der Kindergarten ist wirklich weit weg. Alles einbezogen, steht meine Entscheidung schnell fest.

»Ich glaube, ich nehme sie«, sage ich.

»Du glaubst?«, fragt Paula misstrauisch.

»Nein«, sage ich, »ich weiß es, ich will sie! Ich will die Wohnung!«

»Und das nimmst du auch nicht wieder zurück?«

»Nein.«

»Schön.« Paula lächelt erleichtert.

Sie lächelt, als sei das die erste gute Nachricht seit langem.

2

Ich stehe in der großen leeren Wohnung. Ohne Paula und ohne Paulas Hippiezeug. Nur der Geruch der Räucherstäbchen und die orangefarbenen, jetzt doch etwas grell wirkenden Wände erinnern noch an sie. Die Räume sind frei für mich und mein neues Leben. Ich stelle den ersten Karton in die Ecke. Von unten höre ich Arndt, der den nächsten bringt.

»Hast du eigentlich schon die Nachbarn getroffen?«, höre ich ihn hochrufen.

»Wen meinst du?«

»Punk 1 und Punk 2 zum Beispiel, die würde ich ja gerne mal kennenlernen.«

Seit wir angekommen sind, macht sich Arndt über mich und mein Zuhause lustig. Beim Umzug würde er mir noch helfen, meinte er, als er die Wohnung betrat, aber wohnen, das müsse ich hier schon alleine, was für ein Loch, und wo denn das Bad wäre, oder gäbe es gar keins? Wundern würde ihn das jedenfalls nicht. Ich weiß, dass Arndt es nicht böse meint, wenn er meint, ich würde hier nicht glücklich werden. Ich weiß auch, dass es Arndt gar nicht um die Wohnung geht, auch

nicht um meine Arbeit oder Berlin an sich. Arndt geht es um meine Heimatflucht, wie er meinen Umzug nennt. Er kann nicht verstehen, dass ich nicht mehr in Lüttstedt leben will, genau wie ich nicht verstehen kann, dass er am liebsten für immer in Lüttstedt leben will. Irgendwann werde ich schon merken, wo ich hingehöre, hat er noch vor der Abfahrt in Lüttstedt gesagt, und das wäre natürlich Lüttstedt, meinte er, ich käme bestimmt bald zurück.

»Noch zwei Kisten, dann war's das«, sage ich, »dann gehen wir erst mal was essen!«

»Was essen wir denn?«

»Ich weiß nicht«, sage ich, »Chicken?«

»Chicken ist gut.«

Wir bringen die letzten Kisten in die Wohnung und ziehen gerade die Tür hinter uns zu, als der Typ von neu-lich die Treppe runterkommt und, als er uns sieht, uns seinen grimmigen Blick zuwirft.

»Wohnst du jetzt auch hier, oder was?«, fragt er im Vorbeigehen und stößt dabei, gewollt oder nicht, gegen Arndts Schulter, der erst seine Schulter, dann den Typen verdutzt ansieht.

»Sieht so aus«, sage ich betont selbstbewusst.

Wenn Arndt schon Bedenken hat, dass ich hier zu-rechtkomme, will ich ihm wenigstens zeigen, dass ich bei Typen wie diesem dagegenhalte.

»Na super«, sagt der Typ.

»Find ich auch«, sage ich.

»Arschloch«, sagt der Typ und geht weiter nach unten. Ich denke mir nichts dabei, denke schon an *Cems Chi-*

cken und schließe gerade die Wohnungstür ab, als passiert, was ich nicht erwartet habe, was vielleicht nicht mal Arndt selbst erwartet hat, der sich jetzt am Geländer festhält und nach unten beugt und dem Typen tatsächlich hinterherruft: »Ey, warte mal!«

»Hä?«, ruft der Typ zurück.

Ich höre seine Schritte nicht mehr. Dafür höre ich Arndt.

»Ich wollte dich mal was fragen«, ruft der weiter nach unten.

»Was denn?«, ruft der Typ bissig zurück.

»Na ja«, sagt Arndt dagegen ganz ruhig, »ich bin mir bei einer Sache nicht ganz sicher.«

»Was willst du?«, fragt der Typ.

»Ich habe mich gefragt, also ...«

»Was soll der Scheiß?«, ruft der Typ jetzt genervt. »Was willst du von mir?«

»Ich habe mich gefragt«, bleibt Arndt überraschend entspannt, »ob du die Assel bist oder der Stinker.«

Mir stockt der Atem. Nicht nur die Punks sind Arndt am Klingelschild aufgefallen, auch die anderen Bewohnernamen hat er sich gemerkt. Und jetzt nutzt er sein Wissen, um dem Typen da unten Paroli zu bieten. Dass er sich so einsetzt und uns verteidigt, finde ich prinzipiell gut. Ich mag es, wenn Arndt sich was traut. Wenn er sich was rausnimmt. Aber das hier muss nicht sein. Das hier ist mir zu viel rausgenommen. Und das hier wird langsam gefährlich. Ich höre unten wieder Schritte. Der Typ kommt wieder hoch. In aller Ruhe nimmt er Stufe für Stufe, bis er im ersten Stock angekommen ist. Bis vor Arndts Füße. Dort baut er sich auf.

»Das hast du dich also gefragt?«, fragt der Typ und sieht dabei mehrfach an Arndt auf und ab.

»Ja«, sagt Arndt immer noch ruhig, »das habe ich mich gefragt.«

Ich will etwas sagen, bevor Arndt noch mehr sagt. Ich will den Typen besänftigen, denn der kommt Arndt immer näher und sieht ihn noch grimmiger an. Aber bevor ich es schaffe, dazwischenzugehen, gibt der Typ Arndt eine letzte Chance.

»Was schätzt du denn?«, fragt er bedrohlich freundlich.

»Was ich schätze?«, fragt Arndt, und auch wenn das genauso mutig klingt wie seine Fragen zuvor, scheint er es doch nur zu fragen, um etwas Zeit zu gewinnen.

»Ja, was schätzt du?«, fragt der Typ.

»Arndt«, sage ich, »ist gut jetzt! Wir gehen runter, los, Chicken essen!«

»Erst antworten«, sagt der Typ.

»Und wenn ich mich nicht entscheiden kann?«, fragt Arndt.

»Pass bloß auf, du Vogel!«, bellt ihm der Typ ins Gesicht. Dann dreht er ab.

Bevor Arndt reagieren kann, ist sein Gegenüber schon wieder unten und fast aus dem Haus.

»Was war das denn?«, frage ich Arndt vorwurfsvoll.

»Die Assel oder der Stinker«, sagt Arndt.

Wir lachen. Dann gehen auch wir runter. Chicken essen.

Als der Wecker klingelt und ich langsam die Augen öffne, ist Arndt nicht mehr da. Neben mir liegen nur noch die Luftmatratze, die Arndt nicht mal richtig aufgebla-

sen hat, ein voller Aschenbecher, und überall verstreut im Zimmer liegen leere und fast leere Bierflaschen. Zweimal sind wir nach dem Essen noch runter zu Cem und haben neues Bier geholt, und ich erinnere mich, dass wir Cem, wenn der Mann im Chicken-Döner-Laden denn Cem heißt, beim zweiten Mal mit Handschlag verabschiedet haben, weil wir so froh waren, dass er so spät noch auf und kaltes Bier für uns hatte.

Ich drehe mich auf den Rücken. Ich drücke meinen Hinterkopf ins Kissen und sehe hoch zur Decke und den Bildern im Stuck. Ich schließe die Augen wieder. Ich merke das Kistenschleppen in Armen und Beinen, selbst im Liegen, und ich merke das Bier. Nicht gerade das beste Gefühl, denke ich, und das auch noch heute. Heute ist mein erster Tag im Kindergarten. Die Eltern der Kinder wollen mich heute kennenlernen, darauf haben mich Nina und Julia am Telefon vorbereitet. Die meisten werden zum Frühstück bleiben, haben sie gesagt, und dass ich ihnen ein bisschen erzählen soll von mir, wer ich bin, wo ich herkomme, solche Sachen. Aber mir ist heute Morgen nicht nach Erzählen. Mir ist nicht mal nach Aufstehen. Heute muss ich mich in den Tag zwingen. Wie einen Anker lasse ich erst ein Bein neben die Matratze fallen und warte einen Moment, bis ich das zweite nachziehe. Ich schleiche über die Dielen im Flur zur Toilette und danach in die Küche. Vor der Schublade mit der Kordel bleibe ich stehen. Ich sehe rüber zur anderen Straßenseite. Im ersten Stock ist niemand zu sehen. Dafür im zweiten gleich mehrere Personen. Zwei junge Männer und eine Frau. Wahrscheinlich Studenten, denke ich, die gemütlich ihr Frühstück

machen und dann bis mittags in der Küche sitzen. Vielleicht kommen sie auch jetzt erst nach Hause, von irgendeiner Party, und bevor sie sich hinlegen, wollen sie noch was essen. Auf jeden Fall sind sie da, direkt gegenüber, für mich deutlich sichtbar, und ich bin deutlich sichtbar für sie.

Ich denke an Paula. Ich denke daran, dass sie hier auch oft gestanden hat. Dass sie vielleicht auch erst mal rübergesehen hat, zu den Studenten, wenn es denn Studenten sind, und dass es ihr gar nichts ausgemacht hat, sich vor ihnen auszuziehen und zu waschen. Und als ich da stehe, rübersehe und an Paula denke, fällt mir auf, dass die Vorhänge immer noch fehlen. Die Taube hat Paula dagelassen. Als Zeichen des Friedens klebt der Pappvogel weiter am Fenster. Aber sonst klebt da nichts. An die Vorhänge hätte ich denken müssen. Habe ich auch, denke ich, mehrmals habe ich Arndt gesagt, dass wir welche besorgen sollten, bevor er wieder fährt, damit er mir beim Aufhängen helfen kann. Und dann haben wir wieder nur an Bier gedacht.

Ich sehe noch mal rüber. Die Studenten kochen Kaffee. Es hilft ja nichts, denke ich, es ist mein erster Tag, und ich fühle mich schlecht. Ich brauche die Dusche. Ich muss das jetzt machen. Ich gehe einen Schritt auf den Wannenkasten zu. Ich beuge mich nach unten, greife nach der Kordel, und auch ich muss mehrmals daran rütteln und ziehen, bis sich das lange Ding in meine Richtung bewegt. In der Wanne liegt immer noch der Strandball. Ich nehme ihn raus und lege ihn in die Spüle. Ein Strandball in der Spüle, denke ich, so ein Quatsch, das ergibt überhaupt keinen Sinn, genauso

wenig wie die Wanne in der Küche, alles Quatsch, denke ich, und ich ärgere mich noch mehr, als ich den Hahn hinter der Wanne aufdrehe und meine Hand unter die Duschbrause halte, und es kommt und kommt kein warmes Wasser. Ich ziehe mich aus, so schnell ich kann, werfe die Klamotten hinter mich, sehe nicht mehr rüber, sehe nur noch nach unten, in die Wanne. Ich steige ein. Ich hocke mich hin und brause mich eiskalt ab. Tropfnass tippele ich auf Zehenspitzen zurück in das große Zimmer, suche nach einem frischen T-Shirt als Handtuch, weil ich auch die Handtücher vergessen habe, finde ein Hemd, gehe wieder in den Flur und in eine Ecke, die man von drüben auf keinen Fall sehen kann. Ich atme durch und trockne mich ab.

Es ist still im Haus, als ich nach unten gehe. Die meisten Bewohner scheinen noch zu schlafen. Noch etwas benommen, deshalb aber nicht weniger nervös, gehe ich die Straße runter Richtung Ostkreuz, vorbei am S-Bahnhof und noch ein ganzes Stück weiter, bis ich am Fluss angelangt bin oder zumindest nah dran, die Hauptstraße liegt noch dazwischen.

Der Kindergarten, haben Nina und Julia gesagt, ist im Hinterhof eines von Künstlern bunt bemalten Hauses und von der Straße aus kaum zu sehen. Aber das Haus könnte ich nicht verfehlen. Ich zünde mir eine Zigarette an und nehme zwei schnelle Züge. Den Hausnummern nach kann es nicht mehr weit sein, vielleicht noch einen Block, und nachdem ich die nächste Querstraße hinter mir habe, meine ich, das Haus schon sehen zu können. Ich gehe etwas langsamer, will noch zu

Ende rauchen. Vor einem kleinen Bäckerladen halte ich an und sehe durch das große Fenster hinein. Viel sehen kann ich nicht, zu sehr spiegelt sich die Morgensonne in der Scheibe. Das Licht sticht mir in den Augen und die Zigarette im Magen. Irgendwas essen, denke ich, essen wäre jetzt gut, und beim Gedanken an frische Brötchen steige ich schon die beiden Stufen zum Laden hinauf. Als ich die Ladentür öffne, schießt ein schrilles Klingeln in meine Ohren. Ich stöhne kurz auf.

»Morjen!«, sagt der dicke alte Mann mit dem Schnauz-
bart, der hinter der Theke steht.

»Morgen«, sage ich.

»Wat will er denn haben?«, fragt der Dicke.

»Wer?«, frage ich.

»Na, er!«

»Wer?«

Nicht dass ich nicht wüsste, dass Berliner ihre Gesprächspartner gerne in der dritten Person anreden. Nur finde ich das Anreden in der dritten Person mehr als gewöhnungsbedürftig, eigentlich vollkommen unsinnig. Schon während meines ersten Berlin-Besuchs hatte ich mich daran gestört. Und schon damals habe ich beschlossen, meine Meinung zur Dritte-Person-Anrede immer dann auch zu sagen, wenn ich im Gespräch selbst zur dritten Person gemacht werde. So wie jetzt, im Gespräch mit dem Dicken. Nur scheint der Dicke das nicht zu verstehen.

Ungläubig sieht er mich an. »Wat will er denn jetze?«

»Keine Ahnung.«

»Wie jetze?«, fragt der Dicke.